

Das Pfennig-Magazin

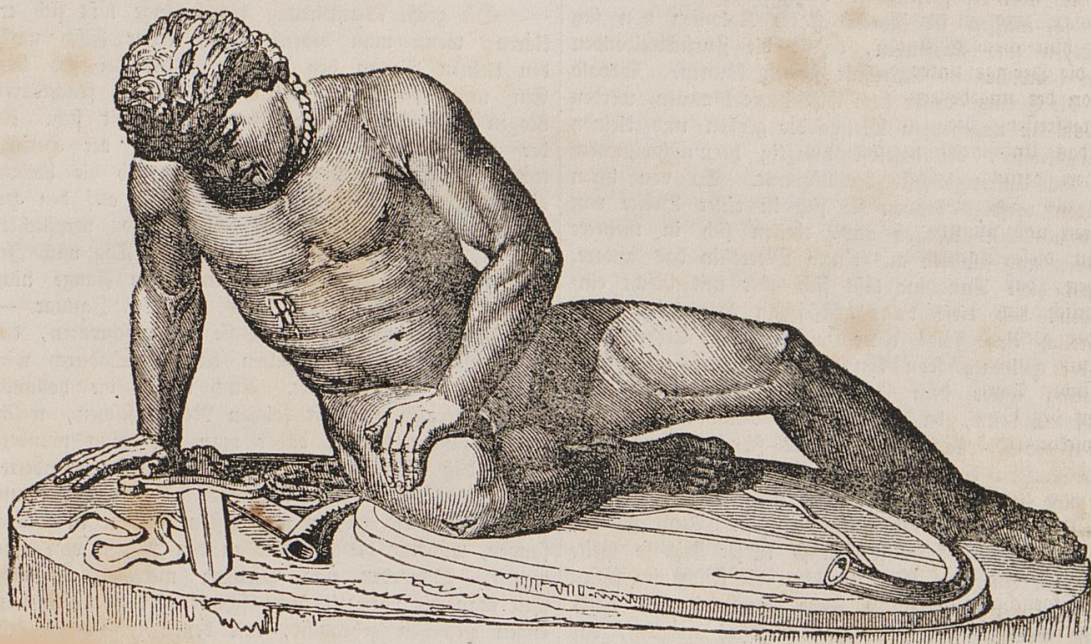
der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

55.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Mai 17, 1834.]

Der sterbende Fechter.



Die Fechterspiele waren bei den alten Römern sehr gewöhnlich, und wurden zum Vergnügen des Volks gegeben. Die Fechter standen paarweise einander gegenüber, begannen das Gefecht mit hölzernen Schwertern, welche sie jedoch auf ein gegebenes Zeichen niederlegten und ihre rechten ergriffen. Wollte das Volk einen Verwundeten am Leben erhalten wissen, so drückte es den Daumen ein; streckte es aber den Daumen in die Höhe, so mußte er weiter fechten. Die schwer Verwundeten oder Getödteten wurden an einem Haken an einen neben dem Amphitheater befindlichen Ort geschleppt. Die Sieger erhielten einen Palmenzweig, Geld und oft auch ein hölzernes Schwert — ein Zeichen ihrer Freiheit, — indem die Fechter Sklaven waren.

Die alte berühmte Bildsäule, welche hier abgebildet ist, befindet sich jetzt in Rom, allein man weiß nicht genau, ob sie ihren rechten Namen führt. Winkelmann sagt von ihr: sie stellt einen Mann vor, der ein arbeitsames Leben geführt hat, wie man aus seiner Gesichtsbildung, aus einer seiner Hände, welche ächt ist, und an den Fußsohlen sehen kann. Er hat eine Schnur um den Hals, welche unter dem Kinne zugebunden ist, und liegt auf einem ovalen Schilde, auf dem wir eine Art zerbrochenen Hornes sehen. Die Bildsäule ist von Marmor, und wahrscheinlich nach dem Modell von Bronze oder Metall gearbeitet, welches der Künstler Ktesilaus gemacht, der entweder zu Phidias' Zeiten oder kurz nachher lebte. Plinius sagt von diesem Werke: K. machte einen verwundeten, sterbenden oder der Dhmacht nahen Mann, und es gelang ihm ganz vortreflich, der übrigbleibenden Lebens-

kraft den erforderlichen Ausdruck zu geben; denn das Gesicht verräth den tiefen Ausdruck des Schmerzes und des innern Todeskampfes.

Dtfried Müller sagt in seinem Handbuche der Archäologie der Kunst von diesem sterbenden Fechter: „Der Schnurrbart, die Halskette, verräth den Kelten. Die Figur konnte zu einem Tropäon, — nach Ribby's Idee zur Eckfigur in der Gruppe eines Siebelfeldes, dienen, welches die Vernichtung der Gallier bei Delphi vorstellte.“ Dr. Bgl.

Der Hering.

Das Geschlecht der Heringe besteht aus 10 bis 12 Arten, von denen die bekannteste und verbreitetste der gemeine Hering ist, welcher eingesalzen oder geräuchert als Bückling im Handel zu uns gebracht wird. Da der Hering so allgemein bekannt ist, enthalten wir uns hier jeder nähern Beschreibung desselben. Dieser so nützliche Fisch bewohnt den nördlichen Ocean, und die damit verbundene Nord- und Ostsee, so wie den atlantischen Ocean. Der in der Nordsee sich aufhält, ist größer als der, welcher in der Ostsee lebt. Jener wird eigentlich Hering, dieser Strömling genannt. Beide machen aber nur eine Art aus. Bisweilen werden im Frühjahr in der Ostsee mit den Strömlingen solche Heringe gefischt, welche sich durch ihre Röthe am Kopf und an den Seiten vor den übrigen auszeichnen. Diese nennt man Heringskönige. Die Heringe nähren sich von Würmern, Insekten, kleinen Krebsen, Schnecken und

von den Eiern der Fische, und vermehren sich unglaublich.

Lange Zeit ist man sowohl über die wahre Heimath der Heringe, als auch über die Ursachen, welche sie zu den regelmäßigen Wanderungen nöthigen, in Ungewißheit gewesen. Nach Anderson, ehemaligem Bürgermeister in Hamburg, ist der gewöhnliche Aufenthaltsort der Heringe die Gegend am Nordpole, wo sie vor ihren heftigen Feinden, den Wallfischen, Haifischen, Nordkapern und Meerschweinen, unter dem Eise sicher sind, da jene gewaltigen Seethiere nur in freiem Wasser leben können. Da sich aber die Heringe so unglaublich stark vermehren, so müssen sie jährlich starke Kolonien von sich austoben und ausfenden, damit die Zurückbleibenden ihren hinreichenden Unterhalt finden können. Sobald nun die Heringe unter dem Eise hervorkommen, werden sie von der ungeheuren Menge der großen und kleinen Heringessfesser, die daselbst hungrig herumschwimmen, auf das Unfreundliche bewillkommt. So von ihren Feinden verfolgt dehnen sie sich in einer Breite von mehr als 200 Meilen aus, theilen sich in mehrere Armeen und flüchten aus einem Meere in das andere. Gegen diese Annahme läßt sich aber mit Recht einwenden, daß diese regelmäßigen Heereszüge wohl schwerlich eine Folge einer zufälligen Ueberfüllung in der Heimath seyn können; daß ferner diese Vermehrung unter dem Eise des Nordpols gar nicht stattfinden kann, da der Laich nur belebt wird, wenn er auf der Oberfläche des Wassers schwimmt und den Einwirkungen der Sonne ausgesetzt ist. Zu der Zeit, wo dies in den Polargegenden möglich wäre, findet man die Heringe gerade nicht daselbst. Auch würden die Heringe wohl schwerlich in so kurzer Zeit so weite Reisen unternehmen können; denn die Fische im süßen Wasser können an einem Tage höchstens eine halbe Meile fortzuschwimmen, — wie wäre es möglich, daß die Heringe in dem schweren salzigen Wasser in so kurzer Zeit viele tausend Meilen zurücklegen könnten? Und endlich müßte man doch auch ihre Rückreise bemerkt haben, was aber keineswegs der Fall ist. Das regelmäßige Erscheinen und plöbliche Verschwinden der Heringe läßt sich nicht anders erklären, als daß sie, wie andere Fische, zur Laichzeit aus der Tiefe der näheren Meere zum Vorschein kommen und sich an die Küsten und die Mündungen der Flüsse begeben, um an dem rauhen Boden der flachen Stellen ihren Laich abzusetzen, und daß sie, sobald sie dieses Fortpflanzungsgeschäft verrichtet haben, in die Tiefe zurückkehren. — Die Laichzeit ist aber bei den Fischen einerlei Gattung nicht gleich, sondern richtet sich nach der Beschaffenheit des Wassers und des Himmelsstrichs, und fällt daher an diesem Orte bald früher bald später. Die Holländer theilen die Heringe ein in Hohlheringe, d. h. solche, die im Frühlinge gelaiicht haben, also weder Rogen noch Milch haben; Bollheringe (Brandheringe, Hamburger Zuzug), d. h. solche, bei denen sich Rogen und Milch findet; Majekken, d. h. solche, die im Sommer laichen, deren Rogen und Milch flüssig sind.

Die Vermehrung der Heringe ist außerordentlich stark. Nach einer mäßigen Berechnung werden jährlich zweitausend Millionen getödtet, indem tausend Millionen gefangen und eben so viele von den Raubfischen verzehret werden; dennoch verspürt man keine Abnahme derselben. Sie leben zwar in der Tiefe des Meeres, werden aber oft bei einigermaßen heftigen Winden in ungeheuren Massen an den Strand geworfen. Dieß geschieht namentlich oft an den schott-

ländischen Küsten, wo vor einigen Jahren nach einem Sturme die Küste meilenweit mit einer Lage von Heringen bedeckt gefunden wurde, die mehrere Fuß tief war und so lange liegen blieb, bis die benachbarten Bauern Zeit hatten, sie als Dünger wegzufahren. In der Nähe einer kleinen Stadt Schottlands wurden vor einigen Jahren solche Massen Heringe an die Küste geworfen, daß der Magistrat Demjenigen, der einen Wagen voll Heringe wegfahren würde, eine Belohnung versprach, weil man befürchtete, daß die Ausdünstung der verfaulten Thiere bei warmem Wetter eine Epidemie zur Folge haben könnte.

Die große Vermehrung der Heringe läßt sich erklären, wenn man bedenkt, daß dieser Fisch unter den kleinen Fischen den meisten Rogen bei sich hat. Ein weiblicher Hering führt in seinem fruchtbaren Rogen wenigstens Zehntausend andere mit sich. Zu der unbeschreiblich großen Vermehrung der Heringe trägt auch der Umstand viel bei, daß sich die holländischen Schiffer und Matrosen, ehe sie auf den Heringsfang ausfahren, durch einen Eid verpflichten müssen, ihre Neze nicht eher als den Tag nach Johannis auszuwerfen und sich mit dem Fange nicht länger zu beschäftigen, als bis zum 25. Januar. — Bei ihrer Zurückkunft müssen sie dann schwören, daß sie diese Verordnung gehalten haben. Dadurch wird die Laichzeit nicht gestört. Auch dürfen die holländischen Matrosen nur mit solchen Netzen fischen, welche weite Maschen haben; daher man sich nicht wundern darf, daß die Holländer seit einigen Jahrhunderten die Heringsfischerei ohne Abnahme erhalten haben und noch immer die größten und besten Heringe in Menge fangen, während die Fischerei an den Küsten von Norwegen, Schweden und Preußen merklich abnimmt, weil man die Laichzeit nicht schont und Neze mit zu engen Maschen gebraucht, mit denen zugleich die kleinen Heringe ausgefischt werden.

Die große Menge der Heringe würde uns aber sehr wenig nützen, wenn sie nur frisch genossen werden könnten; denn der Hering ist ein sehr zärtlicher und weichtlicher Fisch, welcher sogleich absteht, sobald er aus dem Wasser kommt oder in demselben den geringsten Schaden nimmt. Daher hat sich Wilhelm Beukels um die Nahrung und Erhaltung vieler tausend Menschen ein sehr großes Verdienst erworben, da er im Jahre 1416 die Kunst erfand, die Heringe einzusalzen. Seine Landsleute, die Holländer, haben später diese Kunst noch mehr vervollkommenet, so daß sie bis jetzt die besten Heringe liefern. Kaiser Karl V. soll auch das Andenken Wilhelm Beukels hoch in Ehren gehalten haben.

Das Einsalzen der Heringe geschieht auf zweierlei Art, von denen die eine die weiße, die andere die rothe genannt wird. Bei jener geschieht das Einsalzen folgendermaßen: Nachdem die Heringe ausgekehlt, d. h. von den Kiemen oder Eingeweiden bis auf die Milch und den Rogen gereinigt sind, werden sie zwölf bis funfzehn Stunden in eine Salzlake gelegt, die so stark seyn muß, daß ein Ei darin schwimmen kann, und darauf in Tonnen gepackt. Da aber die Menge es verhindert, sie im Schiffe schichtenweise, dicht und ordentlich einzupacken; so werden sie, sobald die Schiffer ans Land kommen, wieder herausgenommen, die guten von den schlechten abgefordert, mit neuem Salze versehen und von Neuem ordentlich eingepackt. Die Holländer nehmen zu dem Einsalzen nicht nur das reinste und beste Seesalz, sondern sie nehmen auch zu den Tonnen Eichenholz, da andere

Wölker Harzholz dazu gebrauchen, wovon die Heringe einen Harzgeschmack annehmen.

Bei dem rothen Einsalzen bleiben die Heringe wenigstens 24 Stunden in der Salzlake liegen. Dann werden sie mit den Köpfen an hölzerne Spieße gereiht und in dazu erbaute Oefen, von denen jeder 12,000 Stück faßt, zum Räuchern und Dörren aufgehängt, indem man Reißholz, das wenig Flamme, aber viel Rauch von sich giebt, anzündet. Diese heißen Bücklinge. Nachdem sie 24 Stunden geräuchert sind, werden sie entweder in Tonnen oder in Strohhülsen eingepackt. Jene heißen Tonnen-, diese Strohbücklinge. Man wählt dazu die fettesten Heringe. Heringe, die besonders fett sind, werden am Rücken aufgeschnitten, über Späne ausgespannt und dann geräuchert. Diese werden Speckheringe genannt. In Schweden und Norwegen macht man auch Sauerheringe, indem man dazu weniger Salz nimmt und sie in einer schwächern Lake gähren läßt. Die Isländer, Grönländer und andere nördliche Völker trocknen die Heringe an der Luft. — Die Küstenbewohner genießen die Heringe auch frisch, indem sie dieselben entweder braten, oder in Salzlake kochen. — In Schweden wird aus den frischen Heringen auch Öhran gesotten. Von funfzehn Tonnen Heringen bekommt man gewöhnlich eine Tonne Del. Dieses ist dünn und weiß von Farbe, gibt wenig Rauch von sich und riecht nicht so übel.

Der Heringsfang war schon seit uralten Zeiten bei den europäischen Völkern der Gegenstand einer besondern Aufmerksamkeit. Als die ältesten Heringsfischer muß man wohl die Strandbewohner von Schottland ansehen, auf welches Land von jeher die größten Heringschwärme stießen. In den Zeiten des Mittelalters versorgte Schottland einen großen Theil Europa's mit Heringen. Auch die Niederländer nahmen anfangs ihren Bedarf von Fischen ebenfalls von den Schottländern, singen jedoch bald an, eigne Fahrzeuge nach jenen Küsten zu senden, um an dem Fange Theil zu nehmen. Dies soll schon im zwölften Jahrhunderte geschehen seyn. Als der Heringsfang in die Hände der Isländer gekommen war, breitete sich dieser Erwerbweig auch in Holland bedeutend aus und wurde mit dem glücklichsten Erfolge betrieben. Diese Fischerei war so wichtig, daß man sie die große Fischerei nannte, um sie von der kleinen Fischerei, d. h. von dem Fange des Stockfisches und der übrigen Seefische, selbst des Wallfisches, zu unterscheiden. Mit eifersüchtigen Augen betrachteten später die Schottländer den Heringsfang der Holländer an den Küsten ihres Landes. Die Holländer sahen sich daher genöthigt, Kriegsschiffe zur Bedeckung ihrer Heringsfänger mit zu senden, und ungeachtet öftere Angriffe auf die Holländer geschahen, so wußten sich diese doch zu behaupten und setzen noch heute ihre Fischerei fort, obgleich nicht mehr in dem Umfange wie früher. In der blühendsten Zeit der Fischerei beschäftigte Holland an 2000 Schiffe mit 50,000 Leuten. Obgleich Holland jetzt jährlich nur hundert und einige Schiffe ausendet, so ist dieser Handel doch für dieses Land immer noch von sehr großer Wichtigkeit. Neben den Holländern beschäftigten sich auch die Briten, Normänner, Schweden, Dänen, Franzosen und die deutschen Städte Emden, Stettin, Bremen und Hamburg mit der Heringsfischerei. Deutschland bekommt seine Heringe vorzüglich noch aus Holland und Dänemark.

Die Fahrzeuge, deren man sich in Holland und Deutschland bedient, heißen Wuisen, die gemeinlich

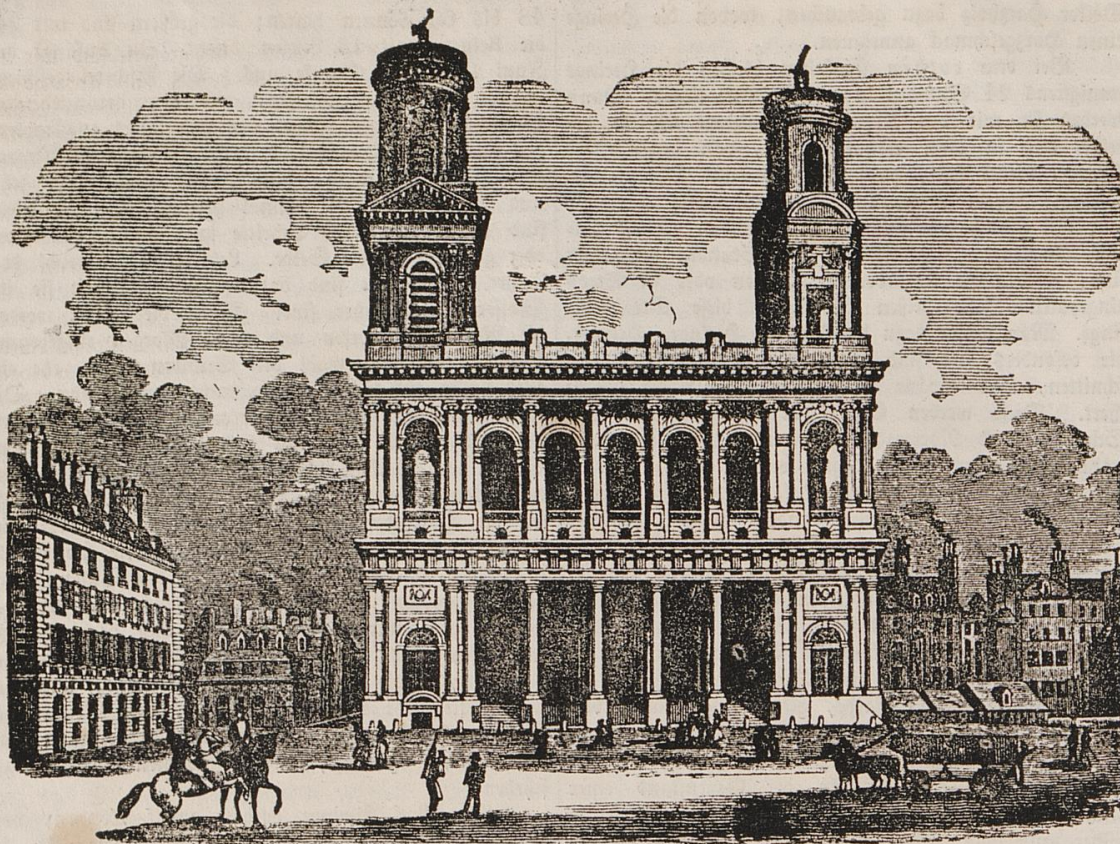
48 bis 60 Tonnen halten; die größern sind mit 24, die kleinern mit 18 Leuten besetzt. Zu Anfange des Juni laufen die Schiffe aus. Die Fischerei geschieht in der Regel des Nachts, um den heranziehenden Schwarm der Heringe durch den von ihnen ausstrahlenden Glanz, den Heringsblick, besser erkennen zu können. Der Fang ist oft so reichlich, daß man wohl zehn und mehr Lasten auf einmal herauszieht. Die Netze sind 1000 bis 1200 Schritte lang aus gutem Hanf oder grober persischer Seide. Letztere halten wohl drei Jahre. Die Netze sind braun gefärbt, damit sie im Wasser unkenntlicher sind. Gegen die Nacht werden die Netze ausgeworfen und gegen Morgen eingezogen; doch braucht man wohl drei Stunden dazu, ehe ein Netz völlig auf das Schiff gebracht werden kann. Die Heringe werden sogleich in Körbe geschüttet; ein Theil der Mannschaft beschäftigt sich mit dem Aufnehmen, Salzen und Packen bis an den Abend. In den ersten drei Wochen, vom 25. Juni bis zum 18. Juli, lassen die Holländer alle frisch gefangenen Heringe unausgesucht in Tonnen packen und durch die Heringsjäger, d. h. solche Fahrzeuge, die den Wuisen nachgefendet werden, nach Holland spediren; nachher aber wählt man nur die Vollheringe und Schotheringe, welche schon gelacht haben, aus. Mit diesen Gattungen kommen die Wuisen selbst nach Hause, und hier werden sie, ehe man sie versendet, von Neuem geöffnet, gesalzen und umgepackt. Dieses Umpacken muß unter freiem Himmel, nach bestimmten Gesetzen, geschehen.

Eine Last Heringe enthält zwölf Tonnen, von denen jede 1200 Stück enthalten soll. Die Zeit, in welcher die Heringe ziehen, fett und gut sind, wird von den Heringsfischern die Heringszeit, die Zeit hingegen, in welcher keine Heringe gefangen werden, die todte Jahreszeit genannt.

Die Kirche St. Sulpice zu Paris.

Der schönste Versuch, eine christliche Kirche im altgriechischen Styl aufzuführen, ist wohl die Kirche St. Sulpice, welche in verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Baumeistern erbaut worden ist. Sie wurde im Jahre 1646 nach dem Plane des Herrn Leveau gegründet, und die damalige Regentin von Frankreich, Anna von Oestreich, legte den 20sten Februar den Grundstein dazu. Aber im Jahre 1678 hörte der Bau wegen Mangel an Geld auf, und wurde erst 1718 unter der Leitung des Baumeisters Dppenord fortgesetzt. Es war aber dem Ritter Servandorie vorbehalten, die hier vorgestellte majestätische Fassade aufzuführen. Die untern Säulen, von dorischer Ordnung, sind 43 Fuß hoch, und haben 5½ Fuß im Durchmesser; die obern sind von jonischer Ordnung, und haben an jeder Seite einen 322 Fuß hohen Thurm; die ganze Länge dieser herrlichen Fronte ist 216 Fuß.

Die Thürme sind von Maclaurin und Chalgrin, die von Servandorie's Plan abwichen; der südliche Thurm ist in einem seltsamen, entstellenden und unvollendeten Zustande. — Das Innere dieser Kirche ist nicht weniger erhaben als das Außere. Sie wurde 1745 vollendet und eingeweiht, und ist die größte Parochialkirche in Paris, da ihre Länge etwa 360 und ihre Höhe 107 Fuß ist. Der Hochaltar ist außerordentlich schön; er befindet sich zwischen dem Schiff und dem Chor, ist schön verziert und macht



Die Kirche St. Sulpice zu Paris.

einen großen Effekt. Hinter dem Chor, worin sich gute Gemälde von Vanloo befinden, ist die Kapelle der Jungfrau, verschwenderisch mit Vergoldung und Gemälden verziert; sie wird durch ein verborgenes Fenster erleuchtet, was einen gefälligen Eindruck macht.

Ueber den im Jahre 1835 erscheinenden Kometen.

Es wird unsern Lesern schon bekannt seyn, daß wir in dem genannten Jahre die Wiederkehr eines Kometen zu erwarten haben; das Interesse an einer eben so ungewöhnlichen als prachtvollen Erscheinung am Himmelsgewölbe wird es daher rechtfertigen, wenn wir sowohl Einiges aus seiner Beobachtungsgeschichte, als auch die Ergebnisse der über ihn angestellten Rechnungen erörtern. Er wurde im Jahre 1456 zuerst beobachtet. Allein der damals noch sehr unvollkommene Stand der berechnenden Astronomie und vornehmlich der Umstand, daß es damals noch keine Ferngläser und überhaupt sehr unvollkommene Meßwerkzeuge gab, machte es unmöglich, mit ihm eine Berechnung anzustellen. Er schien damals in seiner größten Erdnähe, nämlich nur in einer Entfernung von achthundert tausend Meilen von dem von uns bewohnten Planeten; sein Schweif bedeckte am Himmel einen Bogen von 60 Grad, nahm also den dritten Theil eines vom Horizonte über unsern Scheitelpunkt und wieder hinunter an das entgegengesetzte Ende des Horizontes gedachten Bogens ein. Im J. 1531 erschien er zum zweiten Male nach einer Umlaufzeit von 75 Jahren und 2 Monaten, und zum dritten Male im Jahre 1607 nach einer Abwesenheit von 10 Jahren 2 Monaten. Als er im Jahre 1682

zum vierten Mal wieder erschien, und die Astronomie durch die Erfindung des Fernrohrs und durch die von dem unsterblichen Newton aufgestellten Gesetze der Natur und die von ihm ermittelten Wahrheiten des höhern Kalküls, einen bedeutenden Schritt gethan hatte, unternahm es zuerst Halley, ein Freund und Schüler des erwähnten Astronomen, eine Berechnung mit dem Kometen anzustellen. Von ihm heißt er daher der Halley'sche Komet. Allein es gelang ihm nicht, die Berechnung zur völligen Richtigkeit zu bringen; die Gesetze des höhern Kalküls waren damals gleichsam noch eine Blüthe, aus der erst nach Jahrhunderten Früchte erwachsen sollten; Halley hatte sich um $1\frac{1}{2}$ Jahr verrechnet; er sollte 1757 erscheinen, wurde jedoch erst 1758 am ersten Weihnachtstage von dem Landmanne Palisch, aus dem kleinen Dörfchen Prohlis bei Dresden, entdeckt.

Dieser wackere Landmann, den das Selbststudium der Mathematik von seinem Berufe, das Feld zu bestellen, nicht abzog, und der es bis zu den beiden Trigonometrien, der ebenen und sphärischen, gebracht hatte, schrieb über seine Entdeckung folgenden Brief an den Oberaccis-Commissär Hofmann in Dresden: „Es läßt sich abermals ein, aus seiner großen elliptischen Bahn heruntergekommener Körper von uns Erdbewohnern sehen, den man einen Kometen nennt. Als ich nach meiner mühsamen Gewohnheit Alles, was in der Physik vorkommt, so viel möglich zu beobachten, und gegen die Himmelsbegebenheiten aufmerksam zu seyn, am 25ten jetzigen Dezembermonats Abends um sechs Uhr mit meinem achtsüßigen Tubo die Fixsterne durchging, um zu sehen, wie sich sowohl der jetzt sichtbare Stern des Wallfisches darstelle, als auch, ob sich nicht der seit langer Zeit verkündigte

und sehnlich erwünschte Komet nähere und zeige, so wurde mir das unbeschreibliche Vergnügen zu Theil, nicht weit von diesem erwähnten wunderbaren Wallfisch-Sterne, im Sternbilde der Fische, und zwar in dem Bande ϵ und δ nach Beyerii Uranometria, oder N und O der Doppelmayerschen Karten, einen sonst noch niemals da wahrgenommenen neblichten Stern zu entdecken. Die am 26. und 27. wiederholte Beschauung desselben bestätigte die Vermuthung, daß es ein Komet wäre, denn er war vom 25ten hujus bis zum 27sten von dem Sterne O bis zu N wirklich fortgerückt. Daraus ergibt sich nun, daß er

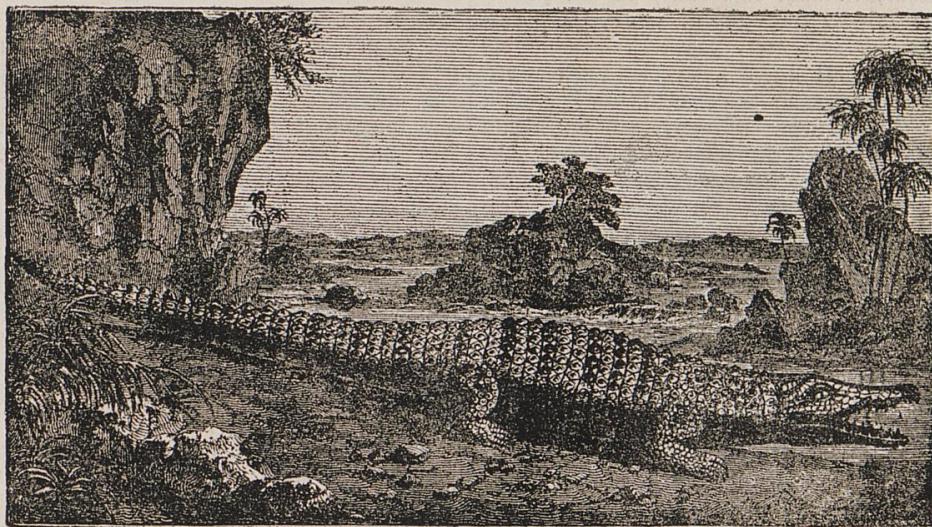
	der Länge nach	der Breite nach
am 25. Dec.	$13^{\circ} 49'$	$1^{\circ} 5'$
„ 27. „	$10^{\circ} 25'$	$2^{\circ} 10'$

Folglich in 2 Tagen $3^{\circ} 24'$ und $1^{\circ} 5'$ der Länge nach in der Breite und zwar rückläufig, nach Anleitung der Doppelmayerschen Karten, sich bewegt hatte.“

Seine Sonnennähe liegt im Zeichen des Stiers in dem Raume zwischen dem Planeten Merkur und Venus, und er ist alsdann 12 Millionen Meilen von

unserm Tagesgestirne entfernt. Der große Durchmesser der Bahn, welcher sich zu dem kleinen wie eins zu vier verhält, mißt 740 Millionen Meilen. Seine größte Entfernung von der Sonne beträgt 800 Millionen Meilen. Seine Bahn führt ihn also in die äußerste von keinem Planeten erreichte Tiefe unseres Sonnengebietes, von wo aus sein Lichtquell, die Sonne, nur in der Größe eines Fixsterns, wie der Sirius, erscheinen kann. Seine Wiederkehr berechnete der berühmte Astronom Damoiseau auf den 16. November 1835; er nahm dabei auf die von der Anziehungskraft des Jupiter herrührenden Abänderungen seiner Bahn die strengste Rücksicht. Nach ihm soll er sogar auch die Anziehungsgebiete des Uranus und Saturn berühren. Zu seiner diesmaligen Umlaufzeit wird er 76 Jahre 6 Monate verwendet haben; die seit seinem letzten Erscheinen gemachten Verbesserungen in den Beobachtungsmitteln und die außerordentlichen Erweiterungen, welche der höhere Kalkül erfahren hat, werden es möglich machen, mit größerer Genauigkeit, als es bisher geschehen konnte, die Elemente seiner Bahn auszumitteln. R.

Das Krokodil.



Wenn man Jemanden ein Gänse-Ei zeigte und ihm sagte, daß daraus ein Thier hervorkomme, welches allmählig eine Länge von 25 bis 30 Fuß mit einem verhältnißmäßigen Umfange erreiche, das an Größe, Stärke und Farbe in der Ferne einem alten Baumstamme gleich komme: er würde mindestens glauben, daß man ihn zum Besten haben wolle. Nun wird zwar aus einem Gänse-Ei immer nur eine Gans und kein solches Ungeheuer ausgebrütet werden; allein das große Thier, von welchem wir sprechen wollen, das Krokodil, ist ursprünglich nur einem Ei entsprossen, welches die Größe eines Gänse-Eies hat. Die Mutter legt die Eier in den heißen Sand, die Sonne brütet sie aus, und klein, wie unsere ungeschulden, niedlichen Eidechsen, kriechen sie heraus, worauf sie dann die Mutter sammelt, auf ihren Rücken nimmt und ins Wasser trägt, wo sie nun, Gott weiß, wie viele Jahre brauchen, ehe sie die furchtbare Größe gewinnen, die sie zum Schrecken der Menschen und Thiere macht.

Das Krokodil findet sich in Afrika's, Asien's und Amerika's großen Strömen und Seen, obschon in verschiedenen Arten, die im Wesentlichen nicht sehr von einander abweichen, und in Gefährlichkeit, in Mordlust sich gleich kommen. Im Nil ist das eigentliche sogenannte Krokodil, im Niger und andern Strömen der Alligator, in Amerika's Strömen findet man den Kaiman. Der letztere wird jedoch auch sehr häufig nur als Alligator aufgeführt. Daß die Krokodile im Ganges von denen im Nil abweichen, ist wohl bekannt. Gefährlich sind sie wie alle andere Arten.

Die Krokodiljagd ist, bei den furchtbaren Zähnen, bei der Kraft und der Größe des Thieres, ein sehr gefährliches Unternehmen. Besonders wird sie im Winter betrieben, wo das Thier sich auf dem von der Sonne erhitzten Strande zum Schlafen hinreckt, und im Frühlinge, wo das Weibchen die Sandinseln bewacht, auf welchen es seine Eier gelegt hat. Die Einwohner Dongala's am Oberriger spähren sich einen

Punkt aus und werfen eine Wand auf, hinter der sie sich verbergen, um das Krokodil zu erwarten. Wenn es eingeschlafen ist, werfen sie ihm mit aller Kraft eine Harpune in den Leib, daß sie mindestens vier Zoll hindringt, und der Widerhaken fassen kann. Das verwundete Thier eilt nun dem Nils zu, der Jäger aber springt nach einem Fahrzeuge, das schon ein Kamerad bereit hält. Die Harpune hat aber im Dohre einen langen Strick, an welchen ein Stück Holz befestigt ist, daß er über dem Wasser bleibt und den Weg, den das verwundete Thier nimmt, getreulich angibt. Indem der Jäger den Strick endlich faßt, zieht er seine Beute nach dem Ufer, wo eine zweite Harpune dem Leben bald ein Ende macht. Da aber das Krokodil gleichsam mit einem Panzer aus festen Schuppen, die einander decken, umgeben ist, so gehört große Kraft dazu, die Harpune tief genug in den Leib hineinzutreiben. Auch ist das Thier nach der Verwundung nicht unthätig, es schlägt mit dem langen Schwanz gewaltig um sich; es sucht den Strick zu zerbeißen, der an der Harpune ist. Dem Zerbeißen ist aber vorgebeugt, der Jäger nimmt nicht einen Strick, er legt mehrere dünne Leinen neben einander und knüpft diese zusammen, jedoch so, daß zwischen jedem Knoten ein Raum von einer Elle bleibt. Das Thier bekommt daher nur meist eine Leine zwischen die Zähne, die mehr dazu dient, sich hier zu verschlingen und so seine Beweglichkeit zu lähmen. Diefers trifft es sich aber doch, daß beim Anziehen des Strickes die Harpune ausreißt und das schwer verwundete Thier entkommt. An Muth und Keckheit fehlt es den Jägern nicht. Ruppel sah mit eignen Augen, wie ihrer zwei ein harpunirtes Krokodil ans Ufer zogen, das sieben Ellen lang war. Sie knebelten ihm den Rachen, banden ihm die Beine über dem Rücken zusammen und tödteten es endlich, indem sie ein scharfes breites Schlachtmesser hinter dem Kopf oben in das Rückgrat stießen. Das Fleisch und Fett wird dort als wohlgeschmeckende Speise genossen, allein Ruppel fand es so von einem Moschusgeruch durchdrungen, daß er es nie genießen konnte, ohne sich erbrechen zu müssen. Vier Drüsen voll Moschussubstanz geben, erzählt er, einen ansehnlichen Gewinn, da sie mit zwei Dollars bezahlt werden, um als Salbe zu dienen.

Schon der alte Herodot, der Vater der Geschichte, der 450 Jahre vor Chr. Geb. in Aegypten war, berichtet über die Krokodiljagd (II. 70) manche sehr anziehende Dinge. „Es gibt“, sagt er, „verschiedene Arten sie zu fangen; die merkwürdigste aber scheint mir folgende zu seyn. Der Jäger befestigt an einem Haken ein Stück Schweinefleisch und wirft es in den Nil, zugleich nimmt er ein junges Schwein zwischen die Beine und schlägt es, damit es schreit. Das Krokodil eilt, in der Hoffnung, eine Beute zu finden, dem Ufer zu, stößt auf das Schweinefleisch und verschluckt es. Jetzt beginnen die Jäger es ans Land zu ziehen und blenden ihm die Augen mit einer Lage Schlamm. Gelingt dieß, so ist die Sache leicht abgethan, welche außerdem viele Mühe macht.“ Diese Nachricht von Herodot erinnert an eine Notiz, die Gorge in seinem nützlichen Allerlei *) mittheilt, ohne aber eine Quelle zu nennen. „In Aegypten“, erzählt er, „legen sich gewisse Leute ordentlich darauf, das Krokodil aus dem Wasser zu locken und

dann todt zu schlagen. Sie lassen ihre Kunst den Reisenden um Geld sehen. Ein solcher Krokodiljäger nimmt ein Kind mit an den Nil; öfters der Vater seinen dreijährigen Sohn. Diesen stellt er sich zwischen die Beine. In der Rechten hat er einen kurzen dicken Prügel, in der Linken eine Stange, woran vorn eine große Pechkugel sitzt. Steht er so fertig, so fängt er an zu schreien und zu weinen, wie ein Kind schreit. Gleich ist das Krokodil mit dem Kopfe aus dem Wasser, denn es kann sehr leise hören; sobald es das Kind gewahr wird, schießt es mit offenem Rachen wie ein Pfeil auf dasselbe zu. Der Vater steht nun da, mit seinem kleinen Jungen zwischen den Beinen, ohne alle Furcht. Sobald es ihm nahe genug ist, steckt er ihm die Pechkugel an der Stange in den Hals. Das Krokodil beißt zu und verbeißt sich in dem Pech, daß es die Zähne und den Rachen nicht wieder los kriegen kann. Dann setzt sich der Vater ganz gelassen darauf und schlägt es mit dem Prügel todt.“ Ganz wahrscheinlich scheint die Nachricht nicht. Wenn der Jäger wie ein Kind schreit und weint, wozu bedarf er denn da des Kindes? fürchtet sich das Krokodil vor ihm und will es darum nur dem Kinde zu Leibe? Dann müßte ja das Kind nicht zwischen seinen Beinen stehen. Der alte Herodot scheint hier viel besser berichtet zu haben.

Am schrecklichsten ist die Jagd des Alligators in Südamerika. Kaum glaubt man, daß der Mensch so viel wage. Der Alligator ist ein Thier von neun bis zehn Ellen Länge, das hauptsächlich von Fischen lebt und deshalb oft truppweise die Mündung der Flüsse und Buchten belagert, wo dann zwei oder drei mit der Fluth hinauf steigen und die ganze Masse der Fische den außen Harrenden zujagen. Indessen öfters fehlt es ihnen an Fischen, und dann gehen sie auch heraus auf die „Savannas“ *) und suchen Hunde, Kälber und Füllen zu verschlingen. Was sie in der Nacht von der Art finden, würgen sie und schleppen es nach dem Ufer, um es dort zu verzehren. Das Rindvieh und die Hunde scheinen die Gefahr zu kennen. Wenn sie gern das Ufer, den Durst zu löschen, besuchen wollen, heulen sie an einer Stelle, die Aufmerksamkeit des grausamen Feindes dahin zu ziehen, und eilen dann schnell nach einem andern Orte. — Hat der Alligator einmal ein Stückchen solchen Fleisches genossen, so eckelt ihn meist der Fisch an. Er bleibt dann immer an der Küste, selbst auf die Gefahr hin, daß er einmal in den Savannas, wenn der Regen dieselben überschwemmt, und sich wieder verläuft, im Schlamm versinkt und von den Bauern auf den allein herausguckenden Kopf geschlagen wird, nachdem er bis dahin jämmerlich nicht von Fischen, nicht von warmblütigen Thieren, sondern von Fliegen gelebt hatte. — Beim Baden ergreift der Alligator auch wohl Menschen. An den Küsten raubt er leicht Kinder. Und hat er einmal Menschenfleisch gekostet, dann schmeckt ihm meist dieß am besten. Dann schwimmt er wohl gar neben einem Kanoe hin, bis er die Zeit ersieht, wo er sich seiner Beute darin bemächtigen kann. Daher macht, wenn man es weiß, daß ein Sebado, d. h. ein an Menschenfleisch gewöhnter Alligator, in der Nähe ist, Alles Jagd auf ihn. Oft gelingt es, indem man eine Schlinge legt, die mit Fleisch geködert ist. Wenn er zulangt, kommt die Unterkinnlade in das Thau; das Ungeheuer wird festgehalten und mit Speeren getödtet.

*) I. S. 172, 173

*) d. h. Häiden, Wildnisse, von Sümpfen umgeben.

Indessen machen sich die muthigen Leute dort eine Freude daraus, das Thier auch noch auf andere Art zu fangen. Ein starker Mann nimmt zu dem Zwecke in seine Rechte einen starken Knüppel von etwa einer Elle; an jedem Ende hat dieser einen Knopf, in welchem zwei Haken befestigt sind. In der Mitte ist ein geflochtener Riemen daran. Er springt in den Fluß und hält den Knüppel wagerecht, indem er zugleich noch einen todten Vogel hat. Mit der linken Hand schwimmt er. So geht er dem Ungethüm entgegen, das auf den Vogel zustürzt. Hat der Knüppel die gehörige Richtung, so keilt sich die Kinnlade des Leviathans in den Haken ein, und nun zieht der triumphirende Jäger die Bestie lebendig ans Ufer. Der Anblick ist schrecklich. Die Kinnladen stehen durch den Knüppel weit offen. Die Augen treten aus ihren Höhlen heraus. Das Fleisch der Unterkinnlade, der Lippen, ist ganz roth, und ein undurchdringlicher Panzer deckt den Körper. Es kann das Thier in diesem Zustande keinen Schaden thun, und doch weicht man unwillkürlich vor ihm zurück. Meist heßen die Eingeborenen das Thier nun wie einen Ochsen, indem sie ihm ein Stück rothes Tuch vorwerfen, nach welchem es in gerader Linie hinschießt, so weit es der Riemen erlaubt. Zuletzt hat das Spiel des Schreckens ein Ende, indem man dem Leviathan eine Lanze unter der Burgel in die Brust stößt, wenn er nicht zufällig auf den Rücken zu liegen kommt, da der Bauch ebenfalls leicht verwundet werden kann.

Die alten Aegypter jagten, wie man aus dem Obigen sieht, das Krokodil und tödteten es. An einigen Orten aber verehrten sie es als göttlich. Namentlich scheint dies in Oberägypten der Fall gewesen zu seyn. Im See Mootis bei Theben hielt man ein junges gezähmtes Krokodil, das sorgfältig gefüttert wurde*). Noch mehr: ein so verehrtes Krokodil wurde, nach Herodot, mit Gold- und Glasbehängen in den Ohren aufgezückt, und hatte goldene Ringe um die Vorderbeine. Nach dem Tode balsamirte man es ein und begrub es sorgfältig. Da man eine solche Mumie mit durchbohrten Ohren gefunden hatte, so ergibt sich, daß die Sache nicht erdichtet ist. Strabo kam 400 Jahre später nach Aegypten als Herodot, und fand auch zu dieser Zeit ein lebendiges heiliges Krokodil, das ganz zahm war. Es wurde von den Priestern mit Brot, Fleisch und Wein genährt, und die Fremden machten es eben so. Der Wirth des Strabo, ein Mann von Ansehen, ging mit ihm nach dem See, wo es lebte, und nahm einen Kuchen, gebratenes Fleisch und einen Becher Wein mit. Das Thier lag am Ufer, und ein Priester öffnete ihm den Rachen, worauf ihm die Speise und zuletzt das Getränk hineingegeben wurde. Dann sprang es ins Wasser und schwamm nach dem andern Ufer hin.

Auch vom Krokodil hatte man sonst mancherlei Sagen. Es sollte weinen wie ein hüßloses Kind, und wenn Jemand ans Ufer eilte, in der guten Absicht, das Kind zu suchen und zu sehen, was ihm fehle, über denselben herzufallen. Möglich, daß seine Stimme einige Ähnlichkeit mit der eines Kindes hat. Das Uebrige that dann die Sage hinzu. D. B.

*) Auch die Gebrüder Lander fanden einen Alligator in Afrika, den man mit Ratten fütterte und in einem Gehege hielt.

Reise einer Abtheilung von Auswanderern in Süd-Afrika.

Im Jahre 1820 begaben sich etwa 5000 britische Auswanderer unter dem Schutze der Regierung nach Süd-Afrika, in der Absicht, sich in einigen unangebauten Landstrichen an der äußersten Spitze der Kap-Kolonie, nahe an den Grenzen des Kaffernlandes, anzusetzeln. Die Emigranten landeten an der Algoa-Bay, ungefähr 60 Meilen von der Kapstadt, und schlugen daselbst unter der Leitung ihrer Anführer ein Lager auf, bis sie mit Fuhrwerken versehen waren, welche sie mit ihrer Habe in das Innere bringen sollten. Keine der einzelnen Abtheilungen bestand aus weniger als zehn erwachsenen Männern, die Frauen und Kinder ungerechnet. Einige bestanden aus eben so vielen ganzen Familien, die sich zu wechselseitigem Beistand verbunden, und jedes ihren Geistlichen oder Religionslehrer mitgenommen hatten. Unter den Anführern befand sich eine bedeutende Menge von Männern von Erziehung und Kenntnissen — hauptsächlich auf halbem Sold stehende Land- und Seeoffiziere — so daß die neuen Ansiedler in sich selbst die passendsten Materialien besaßen, um sogleich eine gut organisirte Gemeinde bilden zu können. Die Geschichte dieser Niederlassung, so lehrreich und interessant sie übrigens seyn mag, ist nicht der Zweck unserer Erzählung. Wir beabsichtigen nur dem Leser die Skizze einer Reise mitzutheilen, die von einer dieser Abtheilungen durch die Wildnisse Afrika's bis zu dem entferntesten Plage ihrer Niederlassung in dem Innern unternommen worden ist.

Der Berichterstatter war zufällig einer der Anführer dieser Abtheilung. Sie gehörte zu den kleinsten, im Vergleich mit den übrigen, und bestand aus einigen wenigen schottischen Pächterfamilien, deren Anzahl, Kinder und Diener mitgerechnet, sich auf drei und zwanzig belief.

Wir schlugen unsere Zelte bei der Algoa-Bay den 13. Juni auf, welches in der südlichen Hemisphäre die Mitte des Winters ist. Das Wetter war heiter und angenehm, wenn auch des Nachts etwas kalt, ohngefähr wie schönes Septemberwetter in England. Unser Zug bestand aus sieben, von holländisch-afrikanischen Kolonisten gemieteten Wagen, welche entweder von den Eigenthümern selbst oder von ihren eingeborenen Dienern, Sklaven und Hottentotten geführt wurden. Diese Fahrzeuge schienen besonders eingerichtet zu seyn für das unebene und gebirgige Land, in denen es keine andere Straßen gibt, als die Spuren von den Bahnen, welche sich die ersten europäischen Abenteurer durch die Wildniß gebrochen haben. Ueber jeden Wagen war eine Leinwand ausgespannt, um den Reisenden vor der Sonne zu schützen, und zehn bis zwölf Ochsen gespannt mit hölzernen Jochen an einen starken mittleren Strick, Trecktau genannt, welcher aus Riemen von zusammengedrehtem Büffelleder bestand, zogen ihn. Der Führer saß mit einer außerordentlich langen Peitsche vorn im Wagen, um die Ochsen anzutreiben, während ein Hottentot oder junger Buschmann vorauslief und das Gespann mit einem an den Hörnern des ersten Paares befestigten Riemen leitete. Wo die Straße schlecht war oder sich krümmte, oder wenn wir, wo es der Weg erlaubte, schneller fahren, so hatten diese armen Lenker ein schweres Geschäft, und wenn sie den kleinsten Fehler machten, oder ihrem Herrn Waas (dem groben Bauer, welcher im Wagen saß) im geringsten mißfielen, so mußten sie dessen furchtbare Peitsche nicht

festen an ihren nackten Gliedern fühlen. Diese afrikanische Peitsche ist in der That ein schreckliches Werkzeug. Wenn wir einen etwas steilen Hügel hinaufahren, und die ganze Kraft der Ochsen, zuweilen von dreien oder mehreren Gespannen zusammen erfordert wurde, um unsern schwerbeladenen Wagen hinaufzuschleppen, so wurde sie mit solcher Unbarmerzigkeit gehandhabt, daß von den Seiten der Ochsen das Blut niederrann.

[Fortsetzung folgt.]

Woche vom 17. bis 23. Mai.

17. Mai 1742. Schlacht bei Chotusitz.

Während des ersten schlesischen Krieges hatte Friedrich der Große 1742 den Einfall in Mähren erneuert und sich hierauf nach Böhmen gewandt. Prinz Karl von Lothringen, der die Desfireicher anführte, gieng ihm nach, holte ihn bei der Stadt Gzaslau ein, und nun kam es hier, oder eigentlich beim Dorfe Chotusitz, am 17. Mai zu einem Treffen, in welchem sich Feldmarschall Buddenbrock und das Regiment Schwerin besonders auszeichneten. Diese entscheidende Schlacht führte dann einige Wochen später die Friedenspräliminarien zu Breslau und den Frieden selbst herbei, der zu Berlin (28. Juli) geschlossen wurde.

18. Mai 1803. England fängt den Krieg gegen Frankreich wieder an. Nachdem (27. März 1802) der berühmte Friede von Amiens geschlossen worden war, in dem England alle Eroberungen in den Kolonien wieder herausgeben, der Malteserorden Malta wieder bekommen sollte u. s. w., so schien doch Großbritannien keine Lust zu haben, die Verbindlichkeiten einzugehen, und erneuerte daher am 18. Mai 1803 die Feindseligkeiten gegen Frankreich.

19. Mai 1798. Bonaparte schiffte sich nach Aegypten ein. Noch schwebt unaufgehelltes Dunkel über der Absicht, die den aufstrebenden General Bonaparte nach Aegypten führte. Wollte er hier eine Herrschaft gründen, die ihm in Europa unerreichbar schien? Wollte er den Glanz seines Ruhmes aus weiter Ferne, aber desto wunderbarer nach Frankreich strahlen lassen? Gewöhnlich giebt man die Vertreibung der Engländer aus Ostindien als den Hauptgrund der Unternehmung an, die aber durch Nelson's Sieg bei Abukir und durch Erstürmung von Tippe Saib's Residenz, Seringapatam, wo der berühmte Wellington sich zuerst als Oberst auszeichnete, gänzlich vernichtet wurde. Am 19. Mai 1798 war Bonaparte mit einem auserwählten Heere von 30,000 Mann aus dem Hafen von Toulon ausgelaufen.

20. Mai 1804. Bonaparte wird unter dem Namen Napoleon I. zum Kaiser ausgerufen. Bonaparte selbst war längst schon damit beschäftigt, diesen Moment hervorzurufen, der seiner Herrschaft auch Rechtmäßigkeit zu ertheilen schien. Adressen aus allen Departements waren veranlaßt worden, die Erblichkeit in seiner Würde zu verlangen, und das leichtsinnige Volk ward durch den neuen Glanz des Kaisertums leicht befriedigt, besonders da es auch den angesehensten Generalen gefiel, sich als Reichsmarschälle um den glänzenden Thron zu stellen.

20. und 21. Mai 1813. Schlacht bei Bautzen.

Noch war in den ersten Schlachten des ewig denkwürdigen Befreiungskrieges vom französischen Joche das Glück den Verbündeten nicht hold. Russen und Preußen standen zwar an jenen heißen Schlachttagen wie Mauern, aber in der Hoffnung, Kaiser Franz

werde sich an sie anschließen, gaben der Kaiser von Rußland und der König von Preußen Befehl, die Schlacht abzubrechen. Die Verbündeten zogen sich zurück, aber mit solcher Ordnung wie auf dem Exerzierplatze, so daß keine einzige Kanone zurückgelassen wurde. „Was,“ rief Napoleon, „kein Resultat nach solchem Blutbade? keine Kanone? kein Gefangener? Diese Leute werden mir auch gar nichts zurücklassen.“ Zornig fuhr er seine Generale an, daß sie nicht heftiger die sich langsam zurückziehenden Verbündeten verfolgten, und ihm keine Gefangenen einbrächten. Nicht weit von Görlitz liegt zwischen zwei Höhenzügen das Städtchen Reichenbach; der Kaiser ritt rasch hinter dem Nachtrab der Feinde hin, die Höhe hinter der Stadt hinauf, und befahl eine nachdrücklichere Verfolgung. Da flogen einige Kanonenkugeln auf den Hügel, auf dem er mit mehreren Generalen stand. Eine derselben schmetterte einen General nieder, und verwundete Napoleon's vertrauten Liebling, Marshall Duroc, tödtlich. Man trug den sterbenden Mann in ein benachbartes Predigerhaus; Napoleon begleitete ihn; so gerührt hatte man ihn noch nie gesehen. Der Unglückliche, dem der Leib aufgerissen war, starb nach wenigen Augenblicken. Der Kaiser war so erschüttert, daß er nur an seinen Verlust dachte und Alles von sich wies. „Alles auf Morgen!“ sprach er zu denen, die ihm Meldungen brachten und seine Befehle erwarteten.

23. Mai 1794. An diesem Tage eroberte Feldmarschall Mollendorf, der an die Stelle des Herzogs von Braunschweig getreten war, die französischen Verschanzungen bei Kaiserslautern, die in jenem Kriege darum so wichtig waren, weil daselbst die Pässe aus den Vogesen nach Landau und Mainz liegen. Mollendorf stand übrigens damals bereits in hohem Alter; schon 1740 war er Page bei Friedrich dem Großen, dessen Feldzügen er sämmtlich und immer mit der größten Auszeichnung beizwohnte. Obwohl über 80 Jahre alt, folgte er in dem verhängnißvollen Kriege von 1806 der Stimme des Vaterlandes und dem Rufe des Königs, gerieth in französische Gefangenschaft, wurde aber mit der Achtung behandelt, die seinem Alter und seinen Verdiensten gebührte.



Der schlafende Schäfer, nach einer Zeichnung v. Füßli.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.